

Eins

FIDEL IST TOT, steht auf dem bedruckten Blatt Papier, das einer der Assessoren auf einem der Schreibtische im Büro liegengelassen hat. Draußen schaut die Stadt scheinbar hin zu der Christusfigur, die sie von der anderen Seite der Bucht aus segnet. Über die Plaza de la Revolución fahren bereits die ersten frühen Autos mit noch eingeschaltetem Licht vorsichtig im nächtlichen Dunst, der sich in den ersten Sonnenstrahlen auflöst.

»Fidel ist tot«, liest er und wiederholt für sich: »Fidel ist tot«, und plötzlich ist es, als ob alles im Büro stillsteht, als läge etwas in der Luft, gehüllt in eine neblige Kälte, die ihm eine seltsame Leere auf die Haut klebt und ihn schauern lässt. Er reibt seine Unterarme in dem Versuch, sie zu wärmen. Bei der Stufe, auf die die Hausmeister die zentrale Klimaanlage eingestellt haben, wird ihm das allerdings nicht gelingen. Das weiß er genau. Daher steht er auf und geht zu einem der großen Fenster, zu dem, das zu dem Bildnis von Che auf der anderen Seite des Platzes hinausgeht, füllt seine Lungen mit soviel Luft er kann, lässt sie nach und nach, sehr langsam, wieder ausströmen und sucht eine Ruhe, die er – auch das weiß er – nicht finden wird.

In den Fluren auf der anderen Seite der Tür, die jetzt für ihn ein Wall ist gegen die unruhigen, bangeren Fragen derer, die noch nichts wissen, selbst wenn sie sicher die Gerüchte gehört haben – an diesem Ort ein natürliches, alltägliches Hobby –, in diesen Fluren konnte er eine verdorbene, an fauligen Morast erinnernde, ja finstere Luft riechen, denn in seinem Alter weiß er, dass die Dunkelheit

riecht: nach Feuchtigkeit, nassem Staub, trockenen Kräutern. Danach riecht es. Vielleicht zwang ihn dieser Gedankengang, seinen Schritten einen ungewöhnlichen Rhythmus zu geben, offensichtlich nervös für die, die ihn so gegen vier Uhr früh hereinkommen sahen, eine halbe Stunde nur, nachdem das Telefon geklingelt und eine zitternde, aufgeregte Stimme behauptet hatte: »Facundo, der Mann ist tot.« »Der Mann?«, wollte er gerade fragen, obwohl ihm, noch im Dunst des Traumes, der in seinem Hirn kauerte, ein Licht aufging und sich ein bestimmter Verdacht über die Identität des Toten regte, als ihm die Stimme, jetzt ärgerlich, aber immer noch aufgeregt und schriller als zuvor, bestätigte: »Fidel, Genosse. Fidel ist gestorben.«

Gewöhnlich kam er früh morgens, immer gegen halb sechs, sicher, dass Fidel gerade schon den Anweisungen der Ärzte nachkommen würde - »Sie müssen einmal daran denken, sich um Ihren Körper zu kümmern, Comandante« -, nachdem unerträgliche Verdauungsstörungen ihn zwangen, sich in der Nähe des Bades aufzuhalten, wo er eine geruchlose, gelbliche Flüssigkeit ausschied, und ihm heftige Böen im Bauch vor allem dann, wenn er im Sitzen arbeitete, starke Krämpfe bereiteten. »Sie sind nicht mehr zwanzig, Chef«, hatte er selbst ihm gesagt und er erinnerte sich deutlich, dass er ihn hinter seinem weißen, gelblichen und zu dieser Morgenstunde scheinbar schmutzigen Bart lächeln sah. »Aber ich muss daran glauben, dass ich diese zwanzig bin, wie du sagst, Facundo«, antwortete er und zog den Gürtel fest um die Taille, »zum Wohl aller muss ich daran glauben.«

Plötzlich war sie da, war sie zur Tatsache geworden, die fast schon unwahrscheinlich gewordene Möglichkeit dieses Todes. Manchmal dachte er: Was wird geschehen, wenn Er nicht mehr da sein wird? Hinter der Frage erstaunte ihn die eisige Kälte eines ungewohnten, erstickenden Nichts. Er hatte sich daran gewöhnt, ihn hier zu wissen, selbst mitten in der Gefahrensituation einiger Attentate, bei denen er nervös aussah, ihm aber anschließend, nach dem Schreck, dankte und ihm mit einer für ihn typischen Geste

die Hand auf die Schultern legte wie ein alter, großherziger Vater und sagte: »Unkraut vergeht nicht, Facundo, vergiss das nicht. Diese Redensart meiner Mutter ist wie gemacht für meine Haut. Wie steht's?« »Dreihundertfünfzehn, Jefe.« Dann sah er, wie ihm der Brustkorb schwoll und der Stolz aus seinen Mundwinkeln, Augenfalten und dem Leuchten in der Tiefe der Iris spross. Im Jahr seines Todes belief sich die Bilanz jetzt schon auf sechshundertsiebenunddreißig Attentate und »sieh mal, Facundo, eine Bombe hat ihn fertig gemacht. Diese Scheißbombe, die wir alle auf einer Seite der Brust haben und die eines Tages bumm macht... Und dann: Adieu, Welt«, dachte er und lehnte sich in dem Stuhl zurück, bereit darauf zu warten, dass man ihn holte. Irgendetwas musste man ihm befehlen, obwohl die Aufgabe, für die er seit der Sierra Maestra bestimmt war, nun schon einer Vergangenheit angehörte, die ihm plötzlich überwältigend vorkam.

Was sollte er tun? Nichts. Nicht einmal Raúl wusste, was er in diesem Augenblick tun sollte. Oder wenigstens war das der Eindruck, den er auf den ersten Blick machte. Er war ihm im Flur begegnet und glaubte - warum weiß er nicht - im Gesicht des Bruders neben der Sorge auch das euphorische Funkeln derer zu erkennen, die etwas Großes erreicht haben. »Spinn nicht rum, Facundo«, denkt er, »vergiss die Zänkerei, diese mehr als vierzig Jahre sind nicht zum Spaß vergangen.« Ja, sagte er sich, diesmal leise, Raúl hatte Reife gezeigt, hatte bewiesen, dass er nicht mehr jener geschwätzige, arrogante Jüngling war, mit dem er, Facundo Ramírez, den ersten und einzigen Zusammenstoß in seinem ganzen Leben im Dienste der Revolution hatte; genau diesen Zusammenstoß, der ihn dazu brachte, Fidels Schatten zu werden und mit nur vierzehn Jahren direkt unter den Befehlen und im Schatten dieses Gottes zu dienen, dem er selbst die Luft verdankte, die er atmete.

Er sah besorgt aus, ja, das war offensichtlich, denn in seinem Soldatengeist mussten Zweifel über die Zukunft defilieren, Zweifel, die sogar ihm, Facundo, einem einfachen Leibwächter, den Kopf zu einem vertrockneten, wilden Flaschenkürbis machten, voller klei-

ner Samen, die rasselten und rasselten und rasselten und ihm diese »Scheißkopfschmerzen« bereiteten, »verdammst, gerade jetzt, wo ich durchblicken muss.«

Raúl war sehr scharfsinnig, dafür hatte er mehr als genug unvergessliche Beweise. Sicher versuchte er die Gedanken derer zu erraten, die sich rings um Fidel und die ganze Macht, die der Jefe verkörperte, ein starkes Leben aufgebaut und ihre Wurzeln eingeschlagen hatten wie jene schmarotzerischen Sträucher rings um die riesigen Affenbrotbäume in Afrika. Sicher hatte Raúl die Nachfolge Schritt für Schritt vorbereitet, und er sträubte sich allein bei dem Gedanken an die Maßnahmen, mit welchen er denen die Flügel stutzen würde, die ihm auf seinem Weg an die Macht in die Quere kamen. Eine Diktatur, die würde er einführen. Hoffentlich zur Verteidigung des sozialistischen Projektes, das sein Bruder gestutzt hinterlässt, er, der sich immer gebrüstet hatte, der »erste Bolschewist Amerikas« zu sein, weil er schon an den Sozialismus geglaubt hatte, als der Jefe noch nicht einmal daran dachte. Diese Scheißkerle der kriecherischen Menschenrechtsgruppchen und der kleinen unabhängigen Parteien, deren Tolerierung Fidel selbst angeordnet hatte - was ihm persönlich ein Beweis der Schwäche schien, die sich mit den Jahren im Kopf des Jefe breit gemacht hatte, auch wenn er sich hinterher sagte, dass er seine gut durchdachten Gründe hätte und er deshalb in politischer Taktik und Strategie ein Genie sei - diese dreckigen Tölpel würden erfahren, was eine echte, wirkliche Diktatur war, mit all ihren Feinheiten, ihren Stöcken und Schreien, wenn Raúl die Macht ergriff.

Er hatte Zweifel an dieser Nachfolge. In letzter Zeit, besonders seit der Erschießung dieses Dummkopfes *Ochoa** und der anderen Idioten, waren die Spaltung und der Zwist innerhalb des bewaffneten Korps so offensichtlich, dass Raúl höchstpersönlich eine Gruppe von hohen Offizieren unter dem Vorwand, einige Ministerien verstärken zu müssen, aus dem Weg räumte. Von seinem Büro im vierten Stock im Gebäude dieses Ministeriums aus, von dem

* siehe Glossar ab Seite 353

Facundo ein Stück durch die Bäume um den Palast sehen kann. Mit der gleichen tödlichen Kälte, die von all den Portraits der Marschälle und hohen sowjetischen Offiziere an der Wand ausgeht, hat er seine Strategie geplant. Den alten Militärs hatte er eine Pension zugesichert, die sie beinahe zu Millionären machen würde und sie in jedem Fall dann mundtot machte, wenn er sie an seiner Seite brauchte, um vom glorreichen Schein dieser Männer geschützt zu werden, die, wie sein Vater vor seinem Tod gesagt hatte, »einen mit einem Stachelschwein gekreuzten Löwen gefressen haben, von hinten und ohne die Stacheln vorher herauszuziehen, mein Sohn. Genau das fehlt vielen von denen, die, wie du selbst sagst, jetzt gekommen sind, um Fidel schön zu tun, seine Gnade gefunden haben und jetzt Helden sein wollen, ohne auch nur ein Ei nach dem Feind geworfen zu haben.«

Dieser Machtkampf machte sich insbesondere bei den Jüngeren deutlich bemerkbar, obwohl er seit vielen Jahren auch unter den Freunden des Jefe tobte, denen, die beim Angriff auf die Moncada-Kaserne an seiner Seite waren, und denen aus den Schlägerbanden der Universität, die, und das hatte Fidel selbst ihm einmal gesagt, »dringend durch einen progressiven und weniger anarchistischen Gedanken auf den rechten Weg gebracht werden mussten, Facundo, denn wenn man mich auch beschuldigt, dass ich ein Mitglied dieser Banden war, so denkt keiner daran, wie viele tapfere Leute ich gerettet und auf den einzigen in diesen Jahren möglichen Weg gebracht habe: den der bewaffneten Revolution.« Klar, einmal auf der schiefen Bahn... Das hatte auch sein Vater gesagt und er hat es so viele Male gedacht, dass er nicht mehr weiß, wann ihm der Gedanke das erste Mal kam. Deshalb hatten sich viele der vom Jefe geretteten Halbstarken beim Sieg der Revolution bedenkenlos der reichsten Herrenhäuser Havannas bemächtigt und nach und nach genau die Gewohnheiten jener schamlosen reichen Protze übernommen, gegen die sie sich mit Waffen erhoben hatten. Daran denkt er jetzt, wo er mit ausgestreckten Beinen dasitzt, die Stiefel auf dem nächsten Stuhl abgelegt, nachdem er das erste Licht betrachtet hat, das den Platz langsam erhellt.

Was würden sie jetzt nach dem Tod des Jefe machen, diese Bandenmitglieder, die hohe Tiere geworden waren und die er wegen ihrer Anmaßung und Arroganz schon die ganzen Jahre nicht ertragen konnte? Er weiß es nicht. Deshalb erscheint ihm die Zukunft als etwas Unsicheres, als eine diesige, verschwommene Scheidelinie, die vor seinen Augen aufklafft und die nicht einmal die Sonne wagt zu überschreiten. »Deshalb hat es heute so lange gedauert, bis es hell geworden ist«, sagt er und liest noch einmal das Papier. »Fidel ist tot«, liest er und, wie in einem dieser alten Filme, die er selbst in den Anfangszeiten der Revolution mitgedreht hatte, Dokumentarfilme, die noch in den historischen Archiven unter dem eisernen Blick des tüchtigen Tabío lagen und in denen Fidel und die Massen zu sehen waren, Fidel und tausende Hände mit hochgereckten Gewehren, Fidel und die Plätze voller Menschen, voller Gejohle, Hochrufe und Parolen, VORAN FIDEL, WIR WOLL'N RESPEKT FÜR KUBA SCHNELL, FIDEL AUF DAUER MACHT DIE YANKEES SAUER, wie in einem dieser Filme erscheinen auf der Leinwand, zu der sein Gedächtnis manchmal wird, plötzlich die Bilder der kommenden Totenfeier.

Er schließt die Augen. Er will nicht daran denken. Er will sich nicht davontragen lassen von dem Strom dieser Bilder, die sich einstellen, und öffnet die Augen, er sieht das Licht draußen und hört das Geräusch der Autos auf dem Parkplatz und ein paar vereinzelte, unverständliche Wörter, die irgendwoher kommen. Und die Musik. Plötzlich erreichen ihn, begleitet durch das anschwellende Tosen der Autos, die den nächtlichen Frieden des Platzes brechen, Akkorde einer ihm bekannten Musik und im Versuch, die Töne auszulöschen, schlägt er die Augen auf, aber er stellt fest, dass er diesen Bestattungsrummel nicht aus seinem Kopf merzen kann, presst die Augenlider wieder zusammen, bis sie beinahe schmerzen, und findet sich damit ab, dass der so gefürchtete Akt beginnt: der Sarg mit den Ruhekissen voller Medaillen, Auszeichnungen, Orden, Kreuze und Bänder, die den Ruhm dieses Mannes zusammenfassen, der auf der anderen Seite der Scheibe zu schlafen scheint, mit einem immer gleichen Lächeln ruhiger Größe, mit dem immer

gleich sorgfältig gekämmten, weißen Bart, mit den immer gleich dichten Augenbrauen, geglättet durch die Künste des Maskenbildners, der den schon weißlichen Leichnam mit einem rosa Farbton retuschiert hat, wie als Imitation des ewigen Lebens, das er nach der Beisetzung haben sollte, sobald der Körper einbalsamiert und im Sockel des Monumentes bestattet ist, auf dem jetzt in marmorernem Weiß eine Büste von *Martí* glänzt.

Schläfrigkeit umfängt ihn. Er füllt seine Lungen mit Luft, die ihm plötzlich warm vorkommt und voller Büromuff, und versucht so, dem Dunst um ihn herum zu entkommen, der ihn auf einen Schlag in eine Zukunft trägt, von der er weiß, dass sie hier ist, dass sie wartet und sich versteckt hinter den Stunden, die über ihm zusammenstürzen, aber er erreicht nur, dass sein Hals trocken wird, dass er eine Gänsehaut bekommt und in einem durchdringenden und langen Schauer von Kopf bis Fuß bebt. Er weiß, dass die Musik ihn nicht loslassen wird. Genau deshalb hasst er Totenfeiern. Genau deshalb will er nichts wissen von all den Toten, die er in den Bergen der Sierra gesehen hat, oder denen in Afrika oder den anderen, die er den Kopf schütteln sah, als die Salven der Erschießungskommandos ihnen die Brust zerfetzten, vor der Mauer irgendeines Militärgefängnisses im Zuge der Säuberungen der letzten Jahre. Eine Musik umhüllt ihn und hebt ihn empor und hebt ihn und Sekunden später kann er den Platz von oben sehen, die Frauen, die sich die Kleider zerreißen, die stampfenden patriotischen Hymnen, »auf geht's, vorwärts zum Ideal, der Triumph ist unser, das wissen wir allemal«, die uniformierten Kinder, die vor Weinen beinahe schreien, die Schwarzen, die ihre Heiligen und Toten zum ersten Mal in aller Öffentlichkeit rituell anflehen, mitten auf der Avenida vor dem Mausoleum, und die Geister herabrufen in die Köpfe der Frauen und Jungen, der Kinder und der weißgekleideten Alten, die sich winden, schreien, stammeln, schreien, mit ins Weiße verkehrten Augen zu Boden fallen, die Arme verdreht und das Gesicht vor Ekel mit Geifer und Schaum verzerrt, die Trompeten, die von irgendwoher zur Ruhe rufen für den Wachwechsel neben dem Sarg: Bleisoldaten, die sich martialisch nähern mit robotergleichen,

langsamen Schritten im Takt, Militärs mit der mitten auf der Brust befestigten Mütze, die vor der Scheibe, durch die man das Gesicht des Gran Líder sehen kann, etwas Leises, Trauriges, manchmal Tränenreiches vor sich himurmeln, die Kränze in Form der Fahne und die schönen Bänder der anderen, die von den Botschaften der Bruderländer geschickt worden waren, die von einer Seite des Trauerzuges dazukommen, während es immer heller wird und eine ganze Wand mit dem traurigen Farbenspiel der Blumen bedeckt wird, die Musikkapelle, die die Trauerlitanei spielt, die sich wie ein feuchter, klebriger Nebel über der riesigen Menschenschlange ausbreitet, die darauf wartet, vor dem Gesicht des Mannes vorbeizuziehen, an den ihr Leben mehr als vierzig Jahre lang gebunden war und der hier schläft auf diesem weißen, schaumgleichen Kissen, auf das er seinen Kopf bettet und der zu lächeln scheint, die Lautsprecher, wie heftiges Glockengeläut, »Fidel ist tot, unser Führer ist tot, das Volk muss heute so einig dastehen wie nie zuvor, der Schmerz schlägt uns in seinen Bann, unser Führer ist gestorben als großer Mann«, die Schreie, die von draußen hereinkommen, »Oh Fidel, oh Fidel! Verlass uns nicht, Fidel!«, die Trommeln mit Trauerklang, die Sirenen der Krankenwagen auf ihrem Weg durch die Menge, die sich an der immensen Statue des nachdenklichen, eine Ecke des Platzes beobachtenden Martí zusammengerottet hat, die Sanitäter mit faltbaren Bahren, die in ihren weißen Uniformen, »Platz da! Platz da!«, an der Stelle abtauchen, an der ein paar Alte beschlossen haben, sich mit ihren alten Pistolen zu erschießen, die sie für ihre Verdienste in der Sierra erhalten haben, die Blutlachen zu Füßen der Umstehenden, die den trockenen Staub der Straße benetzen, die Menge, die wächst und wächst und sich in Tausenden gesenkten Köpfen um die Ecke des Palastes Richtung Boyeros verliert, die Gebete der Schar von Christen, die lieber vor der Freitreppe des Teatro Nacional niederknien, um zu dem Heiland Jesus Christus für die Seele von Fidel Castro Ruz zu beten, einem Gesandten Gottes, einem Propheten, dem letzten Heiligen, die Sirenen aller Fabriken, die die Luft mit einem schmutzigen, erstickenden, fieberhaften, schrillen Ton anfüllen, eine Gruppe Frauen in abgetragenen, vom Herumwälzen auf dem trockenen Asphalt zerfetzten Kleidern, die

sich die Haare raufen und besessen schreien »Oh Gott, warum nur diese Strafe?«, der Radiosprecher, der durch die Lautsprecher des riesigen, vor der weinenden Menge durch eine Doppelreihe Soldaten und Fahrzeuge der leichten Artillerie geschützten Ministeriums der Streitkräfte brüllt »Stirbt man in den Armen des dankbaren Vaterlandes, dann endet der Tod, dann öffnet sich das Gefängnis, dann beginnt endlich im Sterben das Leben«, die Prophezeiungen, die das Ende der Welt voraussagen, »Das Armageddon, Brüder, bittet Jehova um Verzeihung, die Erde wird sich auftun, die Unzüchtigen, die Götzendiener, die Lügner, die Untreuen, die Verfluchten, die Stiefellecker an Satans Füßen werden ins ewige Feuer der Hölle geworfen werden, aber die Reinen, Lauteren, diejenigen, die ihr Leben Jehova hingegeben haben, werden errettet werden und zu seiner Rechten sitzen in der ewigen Freude des himmlischen Friedens. Gib deine Seele Jehova hin, Bruder, lass dich erretten. Fidel ist gestorben, die letzte Rettung.«

Das Licht. Er öffnet die Augen, sucht das Licht und fühlt, dass das Herz in seiner Brust die Haut zerreißen möchte und heraus will aus dem Olivgrün des Hemdes, das immer so einwandfrei sauber und gebügelt gestrahlt hat. »Ich werde mit deiner Frau sprechen müssen, Facundo. Nicht ein Fältchen in der Uniform. Nicht einmal ich kann behaupten, dass ich mit solcher Sorgfalt gekleidet werde«, sagte Fidel und betrachtete den Stoff der Uniform mit einer nicht im geringsten vorgetäuschten Gewissenhaftigkeit, blickte zum Vergleich immer wieder auf seine eigene Uniform, die tatsächlich ein paar Falten aufwies, wie Facundo erst in diesem Moment bemerkte. »Ja«, dachte er, »es gibt keine Frau, die besser bügelt als meine Nora« und antwortete, um die Aufmerksamkeit des Chefs auf etwas anderes zu lenken: »Richtig, Jefe, bei meiner Wampe passt mir keine Uniform so gut wie Ihnen«, und er sah ihn lächeln, den Brustkorb aufpumpen und den Kopf schütteln, als wolle er sagen, »Oh Facundo, Facundo, du änderst dich nicht.«

Das wünscht er sich. Er hatte versucht zu glauben, dass es das Unmögliche gebe, dass Fidels Tod unmöglich sei und dass alles

vielleicht ein Albtraum wäre, ein schlechter Scherz irgendeines Mistkerls, eine Schmierenkomödie des Jefe, der wissen wollte, was seine Nachfolger nach seinem Tod machen würden, genau wie Chávez, dieser venezolanische Schweinehund - von dem er immer noch einen Füller hatte, den Hugo selbst ihm bei seinem letzten Besuch in Kuba geschenkt hatte - Berichten zufolge den Umsturz vorbereitet hatte, um seine wahren Feinde zu entlarven und sie dem Boden gleichzumachen. Während die Dunkelheit der Straßen von den Scheinwerfern der Autos durchbrochen wurde und ihm die kalte Brise des Morgengrauens scheinbar mit winzigen, mikroskopisch kleinen Messern ins Gesicht schnitt, war es ihm gelungen zu denken, dass er, wenn er für die Vorbereitung des Tages, für die abwechslungsreiche Routine, einen so eigensinnigen Chef zu beschützen, in sein Büro käme, dass er hören würde, wie er die Tür öffnete, wie sein Kopf auftauchte, zu dieser Stunde ohne seine von ihm unzertrennliche Mütze, »wie geht es uns heute Morgen, Facundo? Gibt es etwas für mich?«, um ihm zu antworten, erleichtert, fast euphorisch, dass der Tod nicht wahr wäre, ja, »heute hat Nora sich selbst übertroffen, Jefe. Sie hat mir gesagt, dass sie ihn mit Bohnen gemacht hat, die ihr ihre Schwester aus dem Osten gestern geschickt hat«, und er würde es genießen, ihn den Kaffee trinken zu sehen, mit diesem Duft nach feuchter Erde und grünen Blättern, nach Bergluft, die man nur in den Bohnen aus der Sierra Maestra fand, von dort, aus ebendiesem Haus, aus dem er mit fünfzehn Jahren Nora geraubt hatte, um sie mit sich in das Militärlager zu nehmen, wo sie bis zum Sieg als Krankenschwester Dienst tat. »Was für ein Glück, dass deine Schwägerin lieber dort oben geblieben ist, Facundo. Der schmeckt genauso wie der, den unsere Alte uns in Birán gemacht hat, als wir jung waren«, würde er sagen, genau wie sonst.

Aber als Antonio das Papier auf den Tisch legte, das der Pressebeauftragte bereits geschrieben hatte, als er las »Fidel ist tot«, mit der ganzen trostlosen Last dieser Worte, da wusste er, dass es kein Albtraum war, was über allem trieb, alles befleckte, alles überschwemmte mit dem stinkenden Morast der Unsicherheit, und et-

was ließ ihn in den Sessel fallen, die Anspannung aus den Muskeln des Körpers und selbst dem Blut fahren lassen und spüren, dass er warten musste, nur warten, sicher wäre das der Befehl des Jefe, könnte dieser sprechen. Er durfte nicht versagen: Er war Soldat und ruhig zu warten, ruhig zu bleiben, ruhig zu atmen, damit die anderen ihr Leben normal leben konnten, war immer sein heldenhaftester Auftrag gewesen. Deshalb schließt er die Augen, atmet die Luft tief ein, die er jetzt wieder kalt findet hier in diesem Zimmer, und richtet sich darauf ein zu warten. »Fidel ist tot«, springt der Satz in seinem Hirn hin und her, unruhig, lästig, als wäre er auf die Ränder des Wirbelsturms geschleudert worden, in den sich sein Kopf verwandelt hat. »Fidel ist tot«, wiederholt er laut, als wolle er sich von der verwirrenden Last befreien, von drei Worten, die ihn erdrücken. In diesem Moment hört er es an der Tür klopfen, drei Schläge, barsch aber leise, wieder drei Schläge, drängende Schläge. »Herein«, befiehlt er. Und die Tür geht auf.

Zwei

»Ist *das Pferd* erst einmal tot, dann ist die Raserei endlich vorbei«, sagt Rubén, der auf einem der Bürosessel sitzt und ihn mit einer Euphorie ansieht, die für jemanden, der dem Jefe bis vor wenigen Stunden absolut treu ergeben war, so seltsam ist, dass ihm diese Parodie des alten spanischen Sprichwortes »ist der Hund tot, hat die Raserei ein Ende« noch plumper vorkommt, ihm wie eine Schusswunde mitten auf der Stirn brennt und ihn noch mehr, als er es ohnehin schon ist, aus der Fassung bringt. »Mach keine dreckigen Witze, Rubén«, platzt er heraus und lässt sich die Worte ärgerlich wieder und wieder im Kopf herumgehen, – sollte sein Freund eine dieser Ratten sein, die das sinkende Schiff verließen? – »Jetzt lass mal die Kirche im Dorf«, ohne zu bemerken, dass er mit einer anderen, noch älteren Redensart antwortet.

Ja, die Sache sei heiß. »So heiß, dass sie brennt, Facundo«, versichert er. Und er wisse nicht sicher warum, aber etwas schmecke ihm danach, dass sie es seien, deren Köpfe bei dem kommenden Gemetzel zuerst rollen werden. »Es gibt zuviel angestauten Hass, Kumpel«, hört er ihn sagen, »und *die Chinesin* hat schon angefangen mit den miesen Spielchen.«

»Wie die Zeiten sich ändern, Venancio, was meinst du?«, denkt er und lässt die verkrampfte Andeutung eines Lächelns erkennen, das der andere als Zustimmung deutet, ohne zu wissen, dass es daher rührt, dass Facundo, den Verstand immer mehr voller Rauch und Nebel, den Text eines Volksliedes erkennt, das perfekt zu dem passt, was er hört: Hätte jemand gewagt, ihm zu sagen, dass Rubén, dieser riesige Mulatte, der bei all seinen öffentlichen Auftritten hinter

Fidel stand, sich irgendwann einmal so über den Jefe äußern und er so, ohne Angst und Vorsicht, mit dem Spitznamen herausplatzen würde, der Raúl, dem kleinen Bruder, in der verschwiegsten Vertraulichkeit von jedermann gegeben wurde, dann hätte er bloß geantwortet, dass er ein großer Lügner sei und infame Behauptungen verbreite. Rubén nicht, »dieser Mulatte ist wie ich, ein Teil des Schattens des Jefe.«

Aber da saß er und rauchte eine feine Romeo und Julia, mit der gleichen Ruhe in seinem Sessel zurückgelehnt, mit der er erst einen Tag zuvor auf den Befehl gewartet hatte, an der Seite des Jefe zu einem seiner Besuche in den Dörfern von Pinar del Río aufzubrechen, die vom letzten Orkan verwüstet und dem Erdboden gleichgemacht worden waren. Und er versicherte ihm, dass sie sich gut den Rücken freihalten und sich einer der möglichen Gruppierungen anschließen müssten, »wenn der Jefe tot ist, sind alle Seiten einander ebenbürtig, Kumpel, sie sind gleich stark«, auch wenn es sicher war, dass Raúl die anführte, die letztlich siegen würden, dank seiner Strategie, die Spitze aller Ministerien mit Leuten seines Vertrauens zu besetzen, fast alle Generäle, die ihre Sterne und Olivenzweige genau deshalb besaßen, weil Raúl existierte.

Vor seiner Ankunft hatte er mit Enrique gesprochen, »dem Roten, Kumpel, der sogar rote Haare am Sack hat«, einem der Adjutanten von Lage. »Er macht sich auch in die Hosen, Facundo, er sagt, nach dem was Raúl da gegen die mexikanische Botschaft ausgeheckt hat, bei dem *Guaguazo*, dieser Scheißgeschichte mit dem Bus, muss man sich auf alles Mögliche gefasst machen.« Vielleicht hatte er Recht. Schon seit der Sierra hatte er selbst diesen Eindruck von Raúl. Ein Typ ohne große Talente, der keine paar Meter weiter sehen konnte als da, wo er gerade langging. Ganz das Gegenteil des Jefe, der sogar erraten konnte, was ihm die Zukunft bringen würde, eine Art Orakel oder Gott. Und das Schlimmste war: Raúl liebte die Macht, selbst wenn er in all den Jahren das Gegenteil zu beweisen suchte. Die Erklärung lag auf der Hand, war ganz offensichtlich: Er wusste, dass er nicht das Charisma des älteren Bruders

besaß, nicht seine Intelligenz, nicht diese weise Geduld eines alten Propheten, dem es gelang, jeden Umweg wieder auf den geplanten rechten Weg zu führen, und obwohl er den Jefe bewunderte, hatte ihn dies immer an etwas erinnert, was er verabscheute: dass er der kleine Bruder war, mit allen möglichen Bedeutungen des Wortes klein.

Er muss wieder aufstehen und dreht Rubén den Rücken zu, der mitten in diffusen, übermütigen und duftenden Rauchschwaden, die sich schon im ganzen Zimmer ausbreiten, auf seinem Sessel sitzen bleibt. Er geht zum Fenster. Auf der Straße gegenüber der Plaza de la Revolución ist der Verkehr schon dicht. Auf der einen Seite glänzt der Parkplatz des Ministeriums der Streitkräfte, auf dem für diese Zeit ungewöhnlich viele Autos stehen, und am Eingang der Nationalbibliothek warten ein paar Mittelschüler in ihren weiß-braunen Uniformen grüppchenweise darauf, dass sich die Türen des Gebäudes öffnen, da sie sicher nichts wissen über diesen Sturm, der nur wenige Meter von der Stelle losbricht, an der sie mit der typischen Ungezwungenheit ihres Alters plaudern, scherzen und lachen.

Mit Raúl hatte alles angefangen. Einfacher gesagt: Wäre Raúl nicht an jenem Tag zu dem Gehöft gekommen, wäre er noch einer dieser Bauern geworden, von denen es in den Geschichtsbüchern hieß, sie seien »von der Batista-Diktatur massakriert« worden. Er verdankte ihm das Leben. Und hasste ihn auch. Er kann sich sogar nicht verzeihen, dass er nicht früher weggelaufen war, wie er es sich in den vielen Nächten ausgemalt hatte, in denen seine Kinderknochen in der *Colombina* versanken, die sein Vater aus einer Müllkippe im Dorf gefischt hatte. Ihn quälte dieser Gedanke, die Zwangsvorstellung, er könne weder den Schweiß noch die Schwielen an seinen Händen noch den Schmerz der Blasen jemals loswerden, der ihn jedes Mal mit voller Wucht traf, wenn er von den Wanderungen in die Ebene zurückkam, wohin sie hinabstiegen und versuchten, die Nahrungsmittel zu verkaufen, die sie auf den Feldern des Alten ernteten, sofern sie die Ernte vor der Wut von *Fulgencio* retten

konnten, dem Landgendarm, den der Besitzer dieser Ländereien schickte, damit die »Bauern sich nicht an meinem Eigentum vergreifen«. Fulgencio war starrköpfig und nicht größer als einen und einen halben Meter, aber wie Facundos Vater sagte, »diese Missgeburt macht dem Sprichwort alle Ehre: Die schlimmsten Gifte stecken in den kleinsten Fläschchen«. Facundo war dieses ekelhafte Lachen zuwider, das der Gendarm ihm zuwarf, ohne von seinem Pferd *Maceo* abzusteigen, einem schönen schwarzen Tier mit großem Hinterteil, das die Jungen hier fürchteten wie den personifizierten Tod. Er verstand nicht, wie sein Vater, ein großer Mann mit kräftigen Armen, einem riesigen Rücken und einer Machete am Gürtel, zuließ, dass dieser Zwerg und seine zwei Spielfesellen kamen, »verdammte, Feliciano, schon wieder ein Feld!« und mit Fußstritten und Säbelhieben jeden einzelnen Stängel niedermachten, den der Alte gesetzt hatte. »Es darf nicht das kleinste Pflänzchen übrig bleiben, verflucht«, schrie der Gendarm den beiden anderen zu. »Sie müssen lernen, dass niemand auf fremdem Boden pflanzen darf, und erst recht nicht hier, wo ich das Sagen habe. Ich, Fulgencio, habe von meiner Mutter nicht zum Spaß den gleichen Namen bekommen wie der General Batista.«

Facundo sah, wie sein Vater das Schauspiel schweigend und mit einem unglaublichen Frieden tief in seinen Augen verfolgte, und er fuhr ihn sogar einmal an: Warum duldeten er, dass sie ihm kaputt machten, was ihn und seine Brüder soviel Schweiß gekostet hatte? Der Alte warf ihm einen Blick zu, den er nie hat vergessen können. »Eines Tages werden wir uns von Angesicht zu Angesicht sehen, mein Sohn: Kommt Zeit, kommt Rat«, sagte er und strich ihm mit einer seiner großen Hände durch das Haar, die genauso gut dicke Äste zerbrechen konnten, als wären sie trockenes Unkraut, wie mit einer Zärtlichkeit zu lieblosen verstanden, die nicht das geringste zu tun hatte mit der Rauheit nach so vielen Jahren Feldarbeit.

Sie hatten fünf Säcke mit Süßkartoffeln geerntet und machten sich an dem Nachmittag auf den Weg, um sie im Dorf in der Ebene zu verkaufen, als Fulgencio auftauchte, diesmal mit vier Soldaten.